Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 10

Artikel: Selbstbehandlung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-546823

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu machen. Das Publikum ist wenig geneigt, sein Geld für ein entferntes Ziel herzugeben; es bevorzugt Beisteuern zu Barmherzigkeitswerken, deren Nutzen sofort sichtbar in Erscheinung tritt!

Im Kriege findet das russische Rote Kreuz Verwendung vom Verbandplatz bis in die Heimat; bei der ersten Versorgung der Verwundeten, ihrem Rücktransport und ihrer endgültigen Behandlung. Das bekannte Bild von Wereschagin, das einen Verbandplatz vor Plewna 1877 in grausiger Naturwahrheit darstellt, zeigt Schwestern bei der Arbeit. Im japanischen Kriege waren bei den fliegenden Ambulanzen (Sanitätskompagnien in unserem Sinne) je 4—6 Schwestern, von denen mehrere verwundet wurden. Jede Aufnahme- und Erfrischungsstation für die von den Verbandplätzen kommenden Verwundeten, die ihre weitere Zurückschaffung erwarten, war mit 10 Schwestern und 20 Pflegern besetzt. Im Etappengebiet, bei Feld- und Geisteskrankenlazaretten fanden freiwillige Kräfte weitgehende Verwendung. Viele Schwestern erkrankten; ein eigenes Lazarett für sie wurde errichtet, ebenso eigene Uebernachtungsstationen auf der ungeheuren Strecke, die vom europäischen Rußland bis nach der Mandschurei zurückzulegen war. Alle Hülfsanstalten im Etappengebiet, Wäschereien, Desinfektionsanlagen, Laboratorien, zahntechnische Institute, Depots hatten freiwilliges Personal beiderlei Geschlechts. Dasselbe gilt in noch ausgedehnterem Maße für das Heimatsgebiet. So wurden allein in Moskau mehrere Hunderte von Nähmaschinen für die Herstellung von Wäsche und Kleidern ausschließlich durch freiwillige Helferinnen bedient. Ich erwähne das, weil es Helferinnen gibt, die solche Arbeit fürs Vaterland für unter ihrer Würde halten. Rund $^1/_3$ aller Kranken und Verwundeten des japanischen Krieges wurde vom Roten Kreuz behandelt, rund $^2/_3$ befördert, etwa 80 Millionen Mark wurden ausgegeben.

Selbstbehandlung.

Wir haben in diesen Blättern schon oft über Selbstbehandlung geschrieben, namentlich aber die Gefahr des öftern beleuchtet, die in den sogenannten Doktorbüchern liegt. Wir haben ja einmal statistisch nachgewiesen, wieviel das Volk nur durch den Ankauf dieser nur auf Geldmacherei berechneten Schriften finanziell einbüßt; wieviel an Gesundheit dadurch verloren geht, das entzieht sich natürlich einer Kontrolle. Heute fällt uns nun ganz zufällig ein sehr hübscher Artikel in die Hände, der in den deutschen „Blättern für Volksgesundheit" steht und der uns so recht aus dem Herzen spricht. Möchte das darin Stehende doch von recht vielen Leuten beherzigt werden. Herr A. Oskar Klaußmann gibt darin folgende Skizze aus dem Leben:

Der englische Humorist Jerome K. Jerome schreibt in seinem köstlichen Buche „Drei Mann in einem Boot (vom Hunde ganz zu schweigen)" folgendes:

„Ich war sicher, daß meine Leber nicht in Ordnung wäre, da ich gerade vorher ein Zirkular über patentierte Leberpillen gelesen hatte, worin die verschiedenen Symptome ganz genau angegeben waren, an denen man ganz sicher erkennen konnte, ob die Leber in Ordnung sei oder nicht. Alle diese Symptome zeigten sich bei mir. Es ist wirklich äußerst merkwürdig, daß ich niemals die Ankündigung irgendeines patentierten ärztlichen Mittels habe lesen können, ohne sofort zu der Ueberzeugung zu gelangen, ich leide in hohem Grade an dem besondern Uebel, wofür in dem angekündigten Mittel die Heilung angeboten wurde. Die Diagnose scheint in jedem Fall mit meinen

spezifischen Empfindungen übereinzustimmen. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages ins Britische Museum gegangen war, um dort die Behandlung eines leichten Uebels, ich glaube, es war Heuschnupfen, nachzulesen. Ich holte mir das betreffende Buch herunter und las alles, was darüber zu lesen war; dann wandte ich gedankenlos und nachlässig das Blatt um und begann gleichgültig andere Krankheiten zu studieren. Ich habe vergessen, welche Krankheit mir zuerst aufstieß; ich weiß nur noch, daß es eine fürchterliche, pestartige Krankheit war; und ehe ich auch nur die Hälfte der allgemeinen Kennzeichen gelesen hatte, war ich schon überzeugt, daß ich davon befallen sei. Ich saß eine Weile völlig erstarrt vor Schrecken; dann las ich in stiller Verzweiflung die folgenden Seiten. Ich kam zum Typhus, las seine Merkmale und nahm sofort wahr, daß ich das Nervenfieber habe, daß ich es bereits seit Monden haben müsse, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben. Ich war nun in der Tat neugierig, was mir wohl sonst noch fehlen möchte; so kam ich zum St. Veitstanz; wie ich nicht anders erwartet hatte, hatte ich den auch. Jetzt interessierte mich mein ganz eigentümlicher Fall, und ich beschloß nun, ihn bis auf den Grund zu untersuchen. So nahm ich denn die verschiedenen Krankheiten in alphabetischer Reihenfolge durch und fand, bei A anfangend, Agne (kaltes Fieber) und machte die Bemerkung, daß ich auch daran leide, und daß die Krisis in etwa 14 Tagen eintreten werde. Die Brightsche Krankheit hatte ich, zu meiner großen Erleichterung, nur in schwachem Grade, und in betreff dieser hätte ich noch manches Jahr leben können. Cholera dagegen hatte ich schon mit ernsteren Komplikationen, und Diphtheritis war mir, wie es schien, angeboren. Gewissenhaft drang ich bis ans Ende der 26 Buchstaben, und die einzige Krankheit, von welcher ich annehmen konnte, verschont zu sein, war Kindbettfieber. Darüber war ich nun anfangs etwas verletzt; es schien mir dies eine Vernachlässigung! Warum hatte ich nicht auch Kindbettfieber? Nach einer Weile jedoch überkamen mich weniger streitbare Gefühle! In Erwägung, daß ich doch jede andere bekannte Krankheit hatte, wurde ich weniger selbstsüchtig in betreff des Kindbettfiebers, und beschloß, darauf zu verzichten! Die Gicht auch, in ihrem bösartigsten Auftreten, hatte mich unbewußt in Beschlag genommen, und an Zymosis hatte ich seit meiner Knabenzeit gelitten! Da nach Zymosis keine weitern Krankheiten mehr angeführt waren, so schloß ich daraus, daß ich nun auch mit keiner weitern behaftet sei."

Mit wunderbarer Ironie hat uns hier Jerome K. Jerome den Typus der lieben Mitmenschen gezeichnet, für welche das Konversationslexikon wenigstens in Deutschland zu einer Quelle des Unglücks wird, weil sie dasselbe als Nachschlagewerk für ihre Selbstbehandlung in Erkrankungsfällen benutzen. Da wird die hysterische Frau von heftigem Kopfschmerz geplagt. Sie wendet sich nicht an den Arzt, sondern sie greift nach dem Konversationslexikon und sucht sich den Band heraus, in dem sich der Artikel „Kopfschmerz" befindet. Der Artikel ist derartig gehalten, daß seine Lektüre dem Laien erst recht Kopfschmerzen verursachen muß. Der idiopathische und anämische Kopfschmerz, der Nervenkopfschmerz gastrischen Ursprungs, der rheumatische, der Clavus-Kopfschmerz, die Kopfgicht, sie stehen zu beliebiger Auswahl der holden Leserin. Wahrscheinlich geht es ihr auch so, wie Jerome humoristischerweise von sich selbst behauptet: sie hat alle die Erscheinungen, die hier aufgeführt sind, zusammen. Nun sollte man doch glauben, eine derartige Todeskandidatin konsultierte den Arzt. Das ist aber nicht der Fall; es wird zu Hausmitteln gegriffen, die man sich selbst verordnet.

Wenn man den Fanatikern der Selbstbehandlung mitteilt, daß kein Arzt sich selbst behandelt, sondern einen Kollegen zu Hülfe ruft, wenn er sich krank fühlt, daß ebenso

ein Arzt wegen der ungeheuren Verantwortung niemals seine Familie selbst behandelt, sondern diese ebenfalls einem Kollegen anvertraut, dann zucken diese Leute die Achseln und sprechen es zwar nicht aus, aber denken es doch: daß die Aerzte eigentlich Leute sind, die wenig verstehen, sonst würden sie doch sich selbst behandeln können, was jeder Laie tut.

Was Jerome behauptet: daß die Lektüre der Reklameschriften über Patentmedizinen bei ihm sofort das Gefühl hervorrufe, daß er selbst an der Krankheit leide, gegen welche das Mittel angeraten wird, ist ebenfalls keine Uebertreibung. Der Suggestion dieser Reklameschriften über Patentmedizinen, unterliegen Tausende von Menschen. Während sie sich bis dahin ganz gesund gefühlt haben, wissen sie auf einmal, was ihnen fehlt und wie schwer krank sie sind, und dann verordnen sie sich selbst eben die Patentmedizin. Noch ist der Gebrauch solcher patentierter Heilmittel, die durch eine gewaltige Reklame vertrieben werden, in Deutschland lange nicht so groß, wie in England oder gar in Amerika. Aber gewisse Heilmittel haben doch auch in Deutschland eine immense Verbreitung gefunden und ihre Erfinder, respektive Fabrikanten, zu reichen Leuten gemacht.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit einer Patentmedizin, die in Schlesien ungemein verbreitet war und ein Universalmittel darstellte, das sich jeder Mensch selber verordnete. Es war das der sogenannte „Jerusalemer Balsam". In einem Kloster in Mittel- oder Niederschlesien wurde dieses Medikament fabriziert, und in der Beschreibung wurde besonders betont, daß die heilkräftigsten Gebirgskräuter für das Medikament extrahiert worden seien. Dieser Balsam war eine braune Flüssigkeit von einem Geschmack, der zwischen Peruanischem Balsam und Pomeranzen ungefähr die Mitte hielt. Verkauft wurde der Jerusalemer Balsam in viereckigen, länglichen Fläschchen von vielleicht 35 bis 40 Kubikcentimer Inhalt. Der Preis betrug 60 Pfennige, war also außerordentlich hoch. Man bekam den Jerusalemer Balsam in allen Drogenhandlungen zu kaufen; auch zogen zahlreiche Hausierer damit herum. In manchen Familien wurde mit diesem Wundermittel alles behandelt, aber auch alles, was vorkam. Bei Kopfschmerzen nahm man einige Tropfen innerlich in Wasser; beim Beinbruch wurde der Jerusalemer Balsam von außen auf das Bein geschmiert. Er half angeblich gegen alles. Tausende von Menschen verordneten sich dieses Wunderelixir selbst, und es gab Hunderte, welche auf die Wirkung schworen. Man vertraute auf das Mittel so lange, bis die Krankheitserscheinungen derartig wurden, daß man es mit der Angst bekam. Dann erst wurde der Arzt geholt, der vielleicht einem ausgewachsenen Typhus gegenüberstand, welchen der Patient mit Jerusalemer Balsam zu bekämpfen versucht hatte.

Allen Hypochondern müßte die Benutzung des Konversationslexikons polizeilich untersagt werden, in ihrem eigenen Interesse. Sie werden durch die Lektüre unglücklich und nur veranlaßt, sich selbst Mittel zu verordnen, durch die sie sich zum mindesten Magen und Darmkanal ruinieren.

Es ist eine Reihe von Jahren her, als ich einen guten Freund abends in einem Restaurant am Stammtisch traf und erstaunt war über das betrübte Gesicht, das dieser Freund machte. Als ich ihn fragte, wo es fehle, antwortete er mir:

„Ich habe ein schweres Herzleiden."

„Nanu, woher weißt du denn das?"

„Ich habe die Sache im Konversationslexikon nachgelesen. Ich habe Herzbeutelentzündung. Gelenkrheumatismus habe ich früher schon gehabt, und vor allem habe ich Druck und Schmerz hier neben dem Herzen."

Ich lachte, was mir der Freund außerordentlich übel nahm.

„Ich will dir sagen, was dir Schmerzen verursacht: es sind Gase. Du hast ein wenig

Kolik. Ich glaubte auch, mit meinem Herzen sei es aus, als ich zum erstenmal diese Schmerzen hatte; aber es handelt sich notorisch um nichts anderes als um Gase."

Obwohl Herzleidende sich vor allen Aufregungen besonders in acht nehmen sollen, wurde mein Freund fürchterlich grob. Er fühlte sich bis in das Innerste seiner Seele verletzt, daß ich gefühllos genug war, sein „schweres Herzleiden" für kommune Gase zu erklären. Wir sagten uns einige zoologische Liebenswürdigkeiten, zum Schluß aber riet ich ihm doch, zu einem unserer Bekannten, einem Arzte, zu gehen, der das besondere Vertrauen des Freundes genoß. Am nächsten Abend saß der Mann mit der Herzbeutelentzündung wieder vergnügt am Stammtisch. Die genaue ärztliche Untersuchung hatte die Grundlosigkeit seiner aus dem Konversationslexikon geschöpften Diagnose ergeben und festgestellt, daß es sich in der Tat um Gasdruck handelte. Hätte mein hypochondrischer Freund nicht den Arzt konsultiert, so wäre er wahrscheinlich dazu gekommen, sich auf Grund der Angaben des Konversationslexikons selbst mit Salicylsäure zu behandeln, weil angeblich durch Salicyl-Präparate ein rascher Erfolg bei Perikarditis, die auf der Grundlage eines Gelenkrheumatismus entstanden ist, verzeichnet werden kann.

Man darf nicht vergessen, daß es Menschen gibt, die gezwungen sind, sich selbst zu behandeln. Das sind zum Beispiel die Leute, die auf Segelschiffen leben, welche ja fast niemals einen Arzt an Bord haben. Der Kapitän eines solchen Segelschiffes ist verpflichtet, eine Medizinkiste, eine Apotheke an Bord zu haben, und in den Hafenstätten machen einzelne Apotheken sehr gute Geschäfte dadurch, daß sie ihre Vertreter (es müssen sehr, sehr trinkfeste Leute sein) auf die im Hafen liegenden Handelsschiffe schicken, um den Kapitänen Medizinkisten zu verkaufen, ebenso, um nach einer längeren Reise die Medizinkisten wieder aufzufüllen. Zu jeder Medizinkiste gehört ein kleines Nachschlagebuch, in welchem die verschiedenen Leiden und Krankheitserscheinungen aufgeführt sind. Neben jeder Krankheitserscheinung steht eine Nummer; das ist die Nummer, welche das Kästchen, das Glas oder die Steingutkrause in dem Medizinkasten hat. Im allgemeinen wird ja von den wetterharten Leuten an Bord jede Krankheitserscheinung mit Alkohol behandelt. Der Kapitän ist gern bereit, jedem Matrosen, der über etwas klagt, ein gewaltiges Glas Schnaps einzuschenken. Hilft aber auch der Schnaps nichts mehr, kann der Mann selbst seinem Kalkstummel, in dem er den schwersten Plattentabak raucht, nicht mehr Geschmack abgewinnen, dann bleibt nichts anderes übrig, als die Medizinkiste zu Rate zu ziehen, und das besorgt der Kapitän oder der Steuermann. Der Patient hat zum Beispiel Kopfschmerz. Da wird einfach im Nachschlagebuch unter „K" „Kopfschmerz" ausgesucht, und der Mann bekommt dann das Mittel aus dem Behälter Nummer 7 oder Nummer 3, je nachdem die Medikamente in der Kiste numeriert sind.

Man erzählt sich da eine seesalzduftende Anekdote von einem Kapitän, der von einer Reise zurückkam und dem Vertreter des Apothekers, der die Medizinkiste wieder nachfüllen wollte, sagte:

„Dunnerslag, das waren aber ein paar baunige Mittel, die ihr uns da mitgegeben habt. Meinen Steuermann hat beinah der Teufel geholt."

Der Medizinmann wollte diese Behauptung nicht wahr haben und verlangte eine Erklärung. Der Kapitän erzählte ihm:

Der Steuermann hat Schmerzen im Leib gehabt und wußte sich nicht zu helfen. Ich habe in dem Buch nachgeschlagen, und es ergab sich, daß Nummer 11 eingegeben werden mußte. Der Behälter mit der Nummer 11 war aber ganz leer. Da habe ich ihm aus Nummer 4 und 7 etwas zusammengemischt, weil doch die beiden Zahlen auch 11 ergeben,

und den Steuermann hat beinahe der Teufel geholt."

Nummer 4 war nämlich ein äußerliches Medikament, und es war ein Glück, daß der Steuermann nicht vergiftet wurde.

Aber nicht nur auf See passieren solche erschrecklichen Dinge mit der Selbstbehandlung, sondern auch an Land. Ich glaube, die „Fliegenden Blätter" sind verantwortlich für folgende Anekdote.

Der Bauer hat in der Hauspostille gelesen, daß gegen Verstopfung Glaubersalz gut sei, und zwar so viel, wie ein Dukaten wiegt.

Als der Arzt zu dem Bauer gerufen wurde, der ebenso wie seine Familie überzeugt war, daß es zu Ende ginge, fand er den Mann allerdings in einem bedauerlichen Zustande. Die Leute hatten keinen Dukaten im Hause; sie nahmen daher drei Taler und fünf Groschen in Silber und Kupfer und wogen damit das Quantum Glaubersalz ab. Es waren, wie der Bauer gestand, ungefähr zwei Hände voll, die er auf einmal eingenommen hatte, und nur seine kräftige Natur ließ ihn diese Roßkur überstehen.

Wie bei der Selbstbehandlung nicht nur durch das Aufschmieren äußerlicher Mittel, ätzender, beizender Salben, durch Verunreinigung von Wunden, sondern auch durch das Einnehmen innerlicher Mittel gesündigt wird, weiß jeder Arzt, und doch erfährt er gewöhnlich nicht die ganze Wahrheit. Der Selbstbehandler und seine Familie schämen sich einzugestehen, daß sie bereits zur Selbsthülfe gegriffen hatten, und meistens verschweigen sie, welche gefährlichen Medikamente innerlich bereits angewendet wurden, so daß dem Arzte die Diagnose sehr erschwert wird.

Für die Selbstbehandlung gibt es aber eine eigentümliche Logik. Man behauptet im großen Publikum, „es müsse jeder schließlich selbst am besten wissen, was ihm wohl tue." Das wüßten auch die Tiere; der Hund zum Beispiel fräße Gras, wenn er sich nicht wohl fühle. Auch der Mensch habe einen Instinkt, ebenso wie das Tier, um zu wissen, was der Körper braucht. Dieser Instinkt äußere sich durch „Gelüste". Solche Gelüste müssen nach der Volksmeinung befriedigt werden, weil dann sofort die Heilung eintritt. Bekannt ist ja die Anekdote von dem Schmied, der in schwerer Krankheit ein unbezwingliches Gelüst auf eine Riesenportion Rauchfleisch mit Knödel und Sauerkohl bekam, die Portion vertilgte und angeblich sofort gesund geworden sein soll. Der Schneider, der davon gehört hatte, wendete dasselbe Mittel an, starb aber an dieser heroischen Mahlzeit.

Seit jener Zeit weiß man auch bei den Selbstbehandlern, daß das, was den Grobschmied gesund macht, den Schneider eventuell umbringt. Aber irgendwelche vernünftige Wirkung hat auch diese Erfahrung nicht gezeitigt.

Achter ostschweizerischer Hilfslehrertag in Frauenfeld

Sonntag den 18. April 1915.

Ein grauer Schleier, als wäre er gewoben aus schwärzlichem Pulverdampf der rings um unser Schweizerländchen — um Recht und Gerechtigkeit, Sein oder Nichtsein — ringenden Nachbarstaaten, verhüllte das gestern noch in warmer Schönheit erstrahlende Antlitz der Frühlingssonne.

Aus allen Gauen der östlichen Schweiz sehe ich sie anrücken, die Führer und Lehrer des Roten Kreuzes. Ihre ernsten Mienen bekunden, daß es ihnen wohlbewußt, nicht hergekommen zu sein, um Feste zu feiern, sondern in ernster Arbeit ihre Kenntnisse als Samariter im gegenseitigen Austausch zu heben und zu fördern.